Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Jährlich: Goldmark 8.—, halbjährig: Mark 4.—, vierteljährig: Mark 2.—; Einzelnummer 20 Goldpfg. / Verlag, Auslieferung des „Jüdischen Echos“: München, Herzog Maxstr. 4.

Inhalt:

Anzeigen: Die viergespaltene Millimeter-Zeile: 30 Goldpfennig. / Familien-Anzeigen Ermäßigung / Anzeigen-Annahme: Verlag des „Jüdischen Echos“. München, Herzog Maxstr. 4 Fernsprecher 53099 Postscheck-Konto: München 3987.

Nr. 19 | **München, 7. Mai 1926** | **13. Jahrgang**

Mit der Beilage: Mitteilungen des Israelit. Lehrervereins für Bayern

Das „Jüd. Echo“ ist auch zu beziehen durch die Bchhdlg. Niederhuber Zentral-Zeitungsvertr., München. Maximilian-Wurzerstr. 5, Tel. 23363

1926 Wochenkalender 5686

	Mai	Ijar	Bemerkungen
Sonntag	9	25	
Montag	10	26	
Dienstag	11	27	
Mittwoch	12	28	
Donnerstag	13	29	י״כ קטן
Freitag	14	1	ראש חדש
Samstag	15	2	פרק ו׳ במדבר

Das Jüdische Echo

Nummer 19 | **7. Mai** | **13. Jahrgang**

Notwendigkeit der zionistischen Bewegung

Zur Jjar-Aktion.

Palästina und der Aufbau der nationalen Heimstätte bedeuten eine Forderung an alle Juden, sich zu einem gemeinsamen Werke zu vereinigen, gleichviel wie sie sonst zu den inneren und äußeren Problemen jüdischen Lebens stehen mögen. Es ist nur natürlich, daß nicht alle Volksgenossen in den vordersten Reihen marschieren können. Wir Zionisten sind niemals in unserem Glauben wankend geworden, daß die überwiegende Mehrheit der Juden die Lösung des jüdischen Problems in Palästina herbeizuführen wünscht. Aber wären wir es nicht gewesen, die als die Repräsentanten des jüdischen Volkes aufgetreten wären — die Weltjudenheit als solche hätte die Balfour-Deklaration und das Palästinamandat niemals gefordert, Großbritannien und der Völkerbund hätte eine solche Forderung nie genehmigt.

Es bedurfte einer zionistischen Bewegung, um diese zerstreuten, auseinanderstrebenden Strahlen jüdischer Hoffnung zu sammeln, es bedurfte der Zionistischen Organisation, daß sie, gleich einer Linse, diese Strahlen in einem Gemeinschaftswerke vereinte. Und was vor zehn Jahren galt, ist auch heute noch Notwendigkeit. Alle Juden anerkennen das Vorzugsrecht Palästinas auf ihre Liebe und Ergebenheit. Aber ohne zionistische Bewegung und ohne Zionistische Organisation bliebe diese Liebe unfruchtbar. Diese Wahrheit ist mehr als einmal deutlich geworden. Die Zionistische Organisation hat im Namen der Judenheit der Diaspora und Palästinas vor den Regierungen Palästinas und Großbritanniens und vor dem Völkerbund gesprochen. Die Zionistische Organisation hat die Voraussetzung dafür geschaffen, daß die jüdische Einwanderung nach Palästina einen Umfang annahm, der alle früheren Erwartungen übertraf. Sie hat die Judenheit überall in der Welt zu wachem Verständnis für die Bedürfnisse Palästinas erzogen, sie hat in den Keren Hajessod und in den Keren Kajemeth jenen unaufhörlichen Strom freiwilliger Gaben geleitet, ohne die Palästinas Wachstum nicht möglich gewesen wäre.

Daher brauchen wir eine starke zionistische Bewegung, eine feste Zionistische Organisation. Daher gibt es keine heiligere Pflicht, als die ununterbrochene Werbung neuer Anhänger, neuer Mitglieder. Es genügt nicht, daß ein Jude seinen Glauben an Palästina durch einen finanziellen Beitrag dokumentiert, den er für den Aufbau des Landes leistet. Jeder Jude und jede Jüdin muß Anteil nehmen auch an der Bildung der öffentlichen Meinung des Judentums über Palästina, und es muß geschehen dadurch, daß er sich als ein dienendes Glied in die zionistische Bewegung einfügt, er muß die Kraft dieser öffentlichen Meinung stärken dadurch, daß er der Zionistischen Organisation beitritt. Je größer die Anzahl der Anhänger der zionistischen Bewegung, je größer der Mitgliederbestand der Zionistischen Organisation, um so lauter ertönt der Ruf des Zionismus an die Gesamtjudenheit, an die ganze zivilisierte Welt.

Leeds. S. Brodetsky.

Ijar-Aktion der Zionistischen Ortsgruppe München

Samstag, 8. Mai 1926, abends 9 Uhr, im Kunstgewerbehaus, Pfandhausstraße 7

Dr. Moses Waldmann, Berlin:

Die politischen Lehren des Steigerprozesses

Samstag, 15. Mai 1926, abds. 9 Uhr, im Museumssaal, Promenadestraße

Arnold Zweig, Berlin:

Die jüdische Wirklichkeit

Zur Deckung
der Saalkosten wird bei den Vorträgen ein Eintritt von M. 1.–, für Jugendliche M. –.50 erhoben

Selbstbesinnung

Von Martin Buber.

(Schluß.)

Ich will hier nicht die Organisation, wie sie ist, mit der, wie sie sein sollte, mit dem Werkverband vergleichen. Das soll in der Stunde der Selbstbesinnung jeder nach seiner eignen Wahrnehmung und Einsicht tun, und wenn ihm dann der Widerspruch auf der Seele brennt, soll er bei sich anfangen.

Aber ein paar Worte müssen gesagt werden zu dem Allerernstesten, Allergewichtigsten: zu dem, was in Palästina selbst geschieht.

Das Ziel einer konzentrativen Kolonisation hat ihrem Wesen nach dreierlei Bedeutung.

Zum ersten eine politische. Wir wollen aus der Problematik der Unselbständigkeit, des Von-außen-bestimmtseins, des Aufgeteiltseins unter Souveränitäten, an deren Willenshandlungen wir keinen oder keinen erheblichen Anteil haben, heraus; wir wollen aus Palästina ein selbstbestimmendes Gemeinwesen bilden, das, ob auch quantitativ noch gering, doch schon als subjektives und objektives Gegengericht unserer Abhängigkeit wirkend werden kann. Wir unternehmen dies als ein nicht bloß staatsloses, sondern auch staatlich ungeschütztes Volk (was freilich die meisten von uns lange zu erkennen sich weigerten). Welche Parole ergibt sich aus dieser Situation und welche haben wir ausgegeben? Die ausgegebene lautet: Mehrheitsbildung. Als ob ein Gemeinwesen, das unsere Problematik nur umkehrte, das uns nämlich (meinetwegen in humanerer Form) dort an andern tun ließe, was gleichzeitig hier an uns getan wird, uns von der Problematik zu erlösen vermöchte! Die wahre Parole lautet: Dienst an der fremden Bevölkerung des Landes um des werden sollenden Gemeinwesens willen; Interessenvereinigung, aber auch Förderung ihrer besonderen Interessen, um sie die Wünschbarkeit und Möglichkeit der Interessenvereinigung fühlen zu lassen, aber über diesen Zweck hinaus, um ihres Wohls als eines Glieds der werden sollenden Gemeinsamkeit willen; daher unbefangenes Kennenlernen, zu dessen Voraussetzungen, außer der Kenntnis der Sprache und der Traditionen, vor allem das entschlossene Abstreifen des allzusichern Überlegenheitsgefühls gehört, in dem wir es kaum weniger weit gebracht haben als etwa die Polen uns gegenüber, und mit kaum größerem Recht. Wenn ich das den Leuten sage, die drüben leben, pflegen sie auf die besondern Zuchtlosigkeiten der Araber hinzuweisen; aber es will mir scheinen, als hätte die Zucht, die wir unseren Traditionen verdanken, auch schon nicht wenig gelitten, — und haben wir sie aber noch, wohl, so setzen wir sie im persönlichen und gesellschaftlichen Verkehr ein und lassen wir sie wirken! Das sind nicht etwa sogenannte „ethische“ Postulate, sondern politische; es wird hier keine andere Frage berücksichtigt als: Wie können wir unser Ziel erreichen? Aber eben unser Ziel! Wenn man ein Ziel täglich in Tageszwecke umwechselt, statt täglich etwas von ihm selbst zu realisieren, hat man es zuletzt vertan. Und ferner: ob der Zweck die Mittel „heiligt“ oder nicht, ist eine dialektische Frage, die mir keinen konkreten Sinn zu haben scheint; aber daß es von den angewandten Mitteln abhängt, ob das, was durch sie erreicht wird, überhaupt noch etwas von der Wirklichkeit des einst geschauten Ziels hat oder, unter seinem Namen, sein völliges Gegenteil darstellt, das ist eine politische Tatsache.

Zum zweiten hat das Ziel einer konzentrativen Kolonisation eine soziale Bedeutung. Wir wollen uns in einer v o l l s t ä n d i g e n Gesellschaft aufbauen. In der natürlichen Stufung der Wirtschaftsschichten von der Urproduktion über die Verarbeitung der Urgüter aufwärts setzt unser Dasein unter den Völkern in der Mitte oder doch in einem Abstand vom Boden ein; wir sind nicht am Wurzelleben der Gesellschaft beteiligt, sondern beginnen da, wo die aus der Erde gestiegenen Säfte schon in das Leben des Stammes und seiner Äste eingegangen sind; wir arbeiten zwar mit, aber erst an der Verwendung; daher kommt unsere (oft erörterte) soziologische Problematik: wir können nicht wie die Völker die Erdenkraft unserer „geistigen“ Schichten aus dem Reservoir der bodenständigen erneuern, wir entsenden die seltsamsten Luftwurzeln, wir führen ein soziolo-

gisch fiktives, ein soziologisch illusionäres Leben. Aus dieser Problematik wollen wir heraus, indem wir in Palästina eine vollständige Gesellschaft auf den Grundfesten eines starken und gesunden Bodenbaus errichten. Unsere konzentrierte Kolonisation muß zugleich sozial eine totalisierende sein, und die Ganzheit, die wir meinen, können wir nur verwirklichen, wenn unsere Menschen überall im Land, wo das angeht, selbst die Erde bearbeiten. Welche Parole ergibt sich daraus und welche ist ausgegeben worden? Die ausgegebene heißt: Rentabilität; und ich kann sie nicht rügen, wo es sich als so schwer erwiesen hat, große jüdische Kapitalien zur Anlegung in Palästina zu gewinnen. Aber die wahre Parole, die eines wahren Werkverbands, würde lauten: werkhaftes Bündnis von Kapital und Arbeit, eine große, die Wirtschaft des Landes aufbauende Werkgemeinschaft der „Unternehmer" und der „Arbeiter", gemeinsame Programmberatung, gemeinsame Betriebsleitung, gemeinsame Disposition über die Verwendung des Ertrags. Ethik? Nein, die Wirtschaftspolitik dieser einzigartigen, präzedenzlosen Situation, die diesem wirtschaftsgeschichtlichen Novum angepaßte! Was bei den Staaten der Zwang der Kriegslage zumindest für eine Zeit zustande zu bringen vermochte, sollte das nicht dem freien Wollen eines unerhörten Ziels gelingen?

Zum dritten hat das Ziel einer konzentrativen Kolonisation eine kulturelle Bedeutung. Wir wollen aus der Verflechtung, Verstrickung in das Vielerlei der Völkerkulturen heraus. Nicht etwa, wie man es zuweilen ausdrückt, von den Einflüssen der Völker Europas, des Abendlands wollen wir uns befreien, sondern vom Zwangscharakter der gegenwärtigen Beeinflussung; was wir erstreben, ist ein freies Wachstum, genährt von allen nährkräftigen Stoffen der Welt, die sich in unser Gewebe einwandeln. Freies Wachstum der Volksart; das bedeutet aber notwendigerweise freies Wachstum aller Glieder der konzentrativen Volkssiedlung. Denn im Leben der Völkerkulturen mit ihrer ungebrochenen Kontinuität mochte es zu deren leidlicher Fortführung genügen, wenn nur ein bevorzugter Teil des Volkes seine Kräfte, Geistes und der Seele frei entfalten konnte; daß es nunmehr auch da nicht mehr genügt, daß vielmehr das Erziehungsprivileg der „bürgerlichen" Schichten die Kultur mit dem Zerfall bedroht, wird jetzt allenthalben empfunden. Wie aber könnte unser verwegenes Unternehmen glücken, wenn wir nicht alle Personen, die wir dafür einsetzen, mit ihren ganzen, voll entfalteten Kräften einzusetzen vermögen! Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß hier nicht von der Erwerbung einer intellektuellen Scheinbildung, sondern von einer wirklichen Bildung des gesamten, einigen Menschen die Rede ist, und nicht von einer „allgemeinen", sondern von der Heranbildung der bestimmten, spezifisch ausgerüsteten Menschenart, die dieses werdende Gemeinwesen braucht; von der Erziehung des Menschen, der dieser eigentümlichen Situation und ihrer Aufgabe gewachsen ist. Wenn nirgendwo sonst in der Welt, in unserem Palästina muß, wenn unser Versuch nicht mißlingen soll, aller Jugend die gleiche Möglichkeit gegeben sein, ihre Fähigkeiten zu entdecken und zu entwickeln, jegliche Nahrung der Seele und des Geistes aufzunehmen, die ihr frommt, ihr Wesen zu läutern und zu vollenden, die Schönheit des wahren Menschenlebens zu erfahren und an der Fülle und Würde der wahren Menschengemeinschaft teilzunehmen. Welche Parole ergibt sich daraus und welche ist ausgegeben worden? Die ausgegebene ist: Kulturelle Institutionen. Man geht von der Fiktion aus, das jüdische Haus sei fertig und baut ihm nun eine geistige Einrichtung aus prunkvollen Möbelstücken, zum Teil herrlichen europäischen Antiquitäten, worunter Stühle sein mögen, die eher zum Anschauen als zum Sitzen erfreulich sind. Es liegt mir fern, den Nutzen der Institutionen überhaupt leugnen zu wollen. Ich bin z. B. in dem Vierteljahrhundert, seit ich an den ersten Vorarbeiten zur Errichtung der Universität teilnahm, gewiß nicht ihr Gegner geworden; ich bin durchaus dafür, daß in Palästina die Institute geschaffen werden, die die Sanierung, die wirtschaftliche Erschließung, die Erforschung des Landes fordert; und wenn diesen ein Institut sich beigesellt, das zwar nicht einem Bedürfnis des Landes, wohl aber der Selbsterkenntnis des Judentums dient oder doch einst dienen wird, kann mein Herz und meine Hand sich dieser Erfüllung meines alten Wunsches nicht versagen; ich habe auch nichts dagegen einzuwenden, daß man die Gesamtheit dieser Institute, als Rahmen für das später einmal Kommende, eine universitas nenne. Was mich aber zu entschiedenem Widerspruch veranlaßt, ist der übermäßige Akzent, der auf diese durchaus löblichen Gründungen gelegt wird, ist die Ausschließlichkeit, mit der sie und ihresgleichen als das jüdische Kulturwerk in Palästina auftreten, ist ihre alle Kräfte und Mittel absorbierende Alleinherrschaft, ist vor allem die Tatsache, daß sie sich zu einer Schaufassade, zu einer permanenten geistigen Weltausstellung auszuwachsen drohen, welche die innere, die bildende, die eigentliche Arbeit am Volk verdrängt oder sogar vereitelt. Die wahre Parole lautet: Volkserziehung. Unsere eigentliche Kulturarbeit in Palästina kann nicht von irgendwelchen allgemeinen

ideellen Zwecksetzungen ausgehen, sondern nur von den geistigen und seelischen Bedürfnissen der Bevölkerung Palästinas selbst, den Bedürfnissen, deren sie sich schon bewußt ist und denen, die man ihr erst bewußt machen muß (den irregeleiteten, den intellektualistischen Scheinbedürfnissen wird die Wirklichkeitserkenntnis des Volkserziehers entgegenzutreten haben); und darüber hinaus von der Frage: Was für Menschen braucht Palästina und was für Menschen hat es? Wie können aus denen, die seinen Aufgaben nicht zureichen, zureichende werden? Wie kann aus Bevölkerung Volk werden? Wir haben uns von den Problemen, die die vierte Alijah gebracht hat, nicht belehren lassen, worauf es ankommt. Wenn wir es nicht bald lernen, wird unversehens die Stunde da sein, wo es zum Lernen zu spät ist. Jetzt hängt es noch zu einem guten Teil (nämlich soweit überhaupt Einwirkung von Menschen auf Menschen möglich ist) von uns, von unseren Werken der Volkserziehung ab, was für ein Menschentum in unserm Land emporwächst; aber wenn wir jetzt die uns obliegende Pflicht nicht erkennen und tun, wird die Mitbestimmung Stück um Stück durch den „Gang der Dinge" aus unserer Hand gezogen werden, bis wir bestürzt und ohnmächtig vor der mit allem Komfort ausgestatteten Dependance „Zion" des großen Galuth-Hotels stehen.

Es gehört zur Signatur unseres großartigen und erbärmlichen Zeitalters, daß die Träume der Menschheit in ihm in Erfüllung gehen: als Travestion. Der Nordpol wird entdeckt; im Zank von Cook und Peary. Der Mensch erobert die Luft: um Bomben zu werfen. Der Dichter spricht vom Kapital: d'Annunzio. Die Völker schließen einen Bund. Die gerechte Gesellschaft wird begründet. Ich erwarte die Proklamierung der einheitlichen Menschheitsreligion — wenn sie nicht etwa schon erfolgt ist. Die Folge von alledem ist eine Entwertung aller Realisierung, eine tiefe Erschütterung des Realisierungsglaubens.

Daß es mit unserer Sache, mit der Erfüllung des „Zionstraums" bislang nicht an dem ist, haben wir dem anonymen, unscheinbaren, undemonstrativen, dem ganz echten Opfermut unserer Pioniere zu danken. Aber hüten wir uns, dieses Unersetzliche wie einen Spieleinsatz zu behandeln; sonst werden wir's bald verspielt haben.

So etwas, sagte ich, hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben. Es hängt — immer noch! — von uns ab, ob die Völker in hundert Jahren vor unserem ragenden Werk eben dies sagen werden, oder ob sie vor der Torheit unserer Scheinrealisierung achselzuckend ausrufen werden: „So etwas konnte es eben nicht geben."

Heppenheim.

Das polnisch-jüdische Abkommen vor dem Sejm

Abg. Reichs scharfe Oppositionsrede gegen die Regierung

Warschau, 29. April (J. T. A.) In der gestrigen Sejm-Sitzung hielt Abg. Dr. Leon Reich vor der Abstimmung über das Budget-Provisorium eine große Rede, in der er den Standpunkt des Jüdischen Klubs, der gegen das Budget stimmte, darlegte. Er führte aus: Der Jüdische Klub und die jüdische Bevölkerung haben gegenüber der Regierung Skrzynski eine wohlwollend abwartende Stellung eingenommen, in der Erwägung, daß Skrzynski der Initiator der polnisch-jüdischen Verständigung gewesen ist. Jetzt aber ist die Lage schlimmer als zu der Zeit, da die jetzige Regierungskoalition entstanden ist. Die Regierung leugnet ihre früheren Zusagen gegenüber den jüdischen Vertretern Stein und Bein ab. Wir glauben an den guten Willen Skrzynskis, bedauern aber, daß er nicht genug Energie aufbringt, um dem bösen Willen der übrigen Minister zu begegnen. Herr Stanislaw Grabski reduziert die 42 Punkte des polnisch-jüdischen Abkommens auf 12 Punkte. Er degradiert sich selbst, wenn er seine Verhandlungen mit den jüdischen Parlamentariern, die ganze drei Monate andauerten, als „einfache Gespräche" hinstellt. Herr Grabski nützt den Umstand aus, daß auf den Protokollen wegen des Abkommens keine Unterschiede vorhanden sind. Eine solche Methode ist nicht geeignet, im Auslande Respekt für Polen einzuflößen. Ich komme jetzt vom Ausland, ich hatte Gelegenheit, mit den Stützen der englischen Finanzwelt zusammenzukommen. Das Schicksal will es, daß im Finanzleben dieses großen Reiches hauptsächlich Juden führend sind. Ich habe leider keinen besonderen Enthusiasmus für Polen feststellen können, weil hier keinerlei ernstliche Versuche gemacht werden, aus dem wirtschaftlichen und politischen Chaos herauszukommen. Niemand kann es verstehen, daß eine Regierung ein „Abkommen" schließt mit der vorgefaßten Absicht, es nicht nur nicht zu verwirklichen, sondern es überhaupt abzuleugnen. Herr Grabski hat auf dem Kongreß der Union der Völkerbundligen in Warschau selbst erklärt, daß die Frage des Numerus clausus durch Verhandlungen zwischen der Regierung und dem Jüdischen Klub erledigt ist, trotzdem hat Grabski die juridische Fakultät der Lemberger Universität ermächtigt, Juden über einen gewissen Prozentsatz hinaus nicht aufzunehmen. Bringt man solche Tatsachen zur Sprache, antwortet Herr Grabski auf seine Art, es sei nicht wahr. Der Redner zitiert dieses und ähnliche Dokumente, die Grabskis Unterschrift tragen und sagt: Wenn Grabski fortwährend lügt, so schadet er vor allem Polen. (Unruhe.)

Abg. Reich schloß: Ich erkläre feierlich von dieser Tribüne aus gegenüber dem Sejm und der öffentlichen Meinung der ganzen Welt, daß das „Abkommen" 42 Punkte enthalten hat, von denen 12 sofort zu verwirklichen waren, die übrigen nach gewissen Terminen. Wir Juden hegen den besten Willen, mit den schaffenden Kräften des polnischen Volkes zusammenzuarbeiten. Wir bedauern, daß man uns nicht dazu heranläßt. Die Handelspolitik der jetzigen Regierung ist mit ihrer ganzen Stärke gegen die Juden gekehrt. Noch heute wollen wir nur zum Wohle Polens arbeiten. Wir verstehen aber dieses Wohl in dem Sinne, daß für die Wohlfahrt aller Bürger gearbeitet wird. Wir glauben, daß Polen einmal unsere Haltung als gerecht beurteilen wird; hoffentlich wird es nicht zu spät sein.

MITTEILUNGEN

des Israelitischen Lehrervereins für Bayern

Schriftleitung: M. Rosenfeld, München

Nr. 5 **München, 7. Mai** **1926**

Emanuel Kirschner: T'hillos l'el eljon

Band IV: Gesänge für jomim noroim.

Zu einer Zeit, da die Synagogengesangskomposition auf einem toten Punkt angelangt erscheint, und manch jüdischer Musikkritiker unter geringer Einschätzung der vorhandenen traditionellen Gesänge der Verwendung jener Musik für den Gottesdienst das Wort redet, die nur „modernem Musikempfinden" zu entsprechen braucht, im übrigen aber wohl von weltlichem Charakter getragen sein kann, in einer solchen Zeit meldet sich gleichsam als ernster Mahner ein Meister des Synagogengesangs mit einem umfassenden Werk, dessen Zweck er klar und deutlich in seinem Vorwort ausspricht, nämlich: Die Bewahrung des traditionellen musikalischen Erbgutes. Von diesem Streben, das sich in allen Werken Kirschners offenbart, legt in ganz besonderem Maße der 4. Band seines T'hillos l'el eljon Zeugnis ab. Nicht etwa, daß der Komponist sich damit begnügt, vorhandene synagogale Weisen musikalisch zu fixieren, um sie vor dem Vergessen zu schützen, sondern er hat es meisterhaft verstanden, diese unter Anwendung hoher musikalischer Satzkunst in melodischem Fluß sich bewegender Begleitung und interessantem harmonischem Aufbau in eine Form zu kleiden, die jeden Fachmann mit Bewunderung erfüllen muß. Bei vielen Synagogengesängen selbst namhafter Komponisten finden wir die Tradition nur in den Solopartien des Kantors gewahrt, während die Chorsätze zumeist in freier Komposition entstanden sind. Kirschner zeigt uns, daß die herrlichen alten Weisen auch für den Chorsatz in Betracht kommen, wie sie ästhetisch und künstlerisch einwandfrei verwendet, in den Chorgesang eingeflochten und verwoben werden können. Des Originellen findet sich dabei zur Genüge. Man betrachte sich die geschmackvolle Vertonung der verschiedenen S'lichoß, wie Stilechtheit, tonartliche Eigentümlichkeit und innerer Gefühlsgehalt erhalten bleiben; ja man kann sagen, daß durch die musikalische Illustration der Charakter dieser Gesänge nicht etwa abgeschwächt oder gar verwischt, sondern im Gegenteil mit besonderer Prägnanz hervorgehoben und zu tieferem Empfinden gebracht wird. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollte man die einzelnen Piecen nach ihrer Beschaffenheit und Wirkung besprechen. Wer den Stimmungsgehalt des Uw'schofor godol, Uß'schuwoh, der Widdui usw. hat auf sich wirken lassen, den Schwung der K'duschoh, die Erhabenheit des Adonoi Adonoi empfunden hat, der weiß diese Schöpfungen gebührend zu würdigen. Noch ein kurzes Wort über die Rezitative. Daß dieses Chasonus, speziell an den jomim noroim zu dem schwierigsten Teil des synagogalen Gesangs gehört, weiß jeder Kantor aus eigener Praxis. Einerseits wird die süddeutsche Art in ihrer klaren, einfachen, auf die Dauer aber oft eintönig sich gestaltenden Weise rezitiert, anderseits besteht der sogenannte polnische Gesang mit seiner reichen in der Improvisation sich ausladenden Phantasie, seinen temperamentvollen, impulsiven Gefühlsausbrüchen. Er ist gesanglich schwieriger zu bewältigen und entspricht nicht immer dem ästhetischen, neuzeitlichen Empfinden. Kirschner zeigt uns den goldenen Mittelweg, die Verbindung der beiden Arten, die in leicht sangbarer Weise einen phantasiebeschwingten, aus dem Textinhalt hervorgehenden Vortrag ergibt.

Es ist selbstverständlich, daß das bei M. W. Kaufmann in Leipzig erschienene Werk im Besitze eines jeden Kantors sein muß, denn der Komponist tritt in vorliegendem Werk nicht nur als Mahner in die Erscheinung, sondern auch als Wegweiser und Wegbereiter, indem er uns in überzeugender Klarheit Wesen, Weg und Ziel der traditionellen Synagogenmusik für eine weitere Zukunft vor Augen führt; in seinem Schaffen findet sich veranschaulicht die Eigenart echter und edler Synagogenmusik, wie sie sich wohl für immer als richtunggebend darstellt, wobei das dem gediegenen Zeitgeschmack entsprechende ästhetische Gewand als wichtige Komponente, die Bewahrung des traditionellen „musikalischen Erbgutes" aber als Dominante aufzufassen ist.

A. Müller, München.

Fortbildungskurs in Stuttgart

Am 11. und 12. April fand in Stuttgart die vom Oberrat einberufene und von Rabbiner Dr. Rieger geleitete Fortbildungskonferenz der Rabbiner und Lehrer Württembergs statt. Vor zwei Jahren eingeführt, bietet sie nicht nur eine Fülle geistiger Anregung, sie legt auch rühmliches Zeugnis ab von dem kollegialen Geist in dem Verhältnis zwischen Rabbiner und Lehrer.

Das erste Referat erstatteteRabbiner Dr. Schlesinger (Buchau) über: Grundsätzliches zur Frage des jüdischen Religionsunterrichts.

Alsdann behandelte Religionslehrer und Kantor Adler (Stuttgart) das Thema: Das Rezitativ im synagogalen Gottesdienst. Die temperamentvoll vorgetragenen Anschauungen des Referenten und die sich anschließende Diskussion erregten lebhaftes Interesse bei den zahlreich anwesenden Zuhörern.

Am nächsten Tage führten die zwei Lehrproben der Oberlehrer Berlinger (Buttenhausen) und Spatz (Rexingen) in die Werkstatt des Lehrers, in die Schulstube. Das Schülermaterial rekrutierte sich aus Zöglingen des israelitischen Waisenhauses in Eßlingen. 4. und 5. Volksschulklasse.

Auf dieser gut fundierten Grundlage versuchte Berlinger praktisch nachzuweisen, wie aus dem Übersetzungsunterricht im Pentateuch den Schülern auch die biblische Geschichte vermittelt werden könne. Bei aller Anerkennung seiner pädagogischen Gewandtheit, seiner herzenswarmen Einfühlung in die jüdische Kinderseele, vermochte

seine Methode einmütige Zustimmung nicht zu erlangen.

Glaubt Berlinger auf grammatikalische Übungen weniger Gewicht legen zu sollen, so zeigte Spatz (Rexingen) mit Geschick und Verständnis die Behandlung des Gebetübersetzens durch lebhafte Mitarbeit der Schüler.

Weitere Referate erstatteten Rabbiner Dr. Beermann (Heilbronn): „Zur Methode des Talmudunterrichts", Dr. Kahn (Mergentheim) aus Kizzur-Schulchanaruch über Lernen und Lehren, Dr. Kroner (Oberdorf) über die Prinzipien der wahren Lebensweisheit in den Hilchot deot des Maimonides.

Alle Teilnehmer an dem Fortbildungskurs schieden aus dem gastfreundlichen Stuttgart mit der Überzeugung, daß solch eine Einrichtung dringend notwendig sei, daß sie auch anderwärts segensreich sich auswirken könnte für Rabbiner und Lehrer sowohl, wie für deren Gemeinden. K.

50jähriges Amtsjubiläum

Am 10. April dieses Jahres konnte Kollege Josef Kissinger auf eine 50jährige Tätigkeit in Frankenwinheim zurückblicken. Aus diesem Anlasse fand an diesem Tage eine Festfeier mit einer Ansprache des Vorstandes Kahn in der Synagoge statt. Am Sonntag wetteiferte die Gesamtgemeinde unter Teilnahme der Feuerwehr, des Krieger- und Radfahrervereins in der Ehrenbezeugung für den Jubilar. Der Bürgermeister, die Vereinsvorstände und Oberlehrer Schimpf würdigten in herzlichen Ansprachen seine Verdienste. Bezirksrabbiner Dr. Stein, Schweinfurt, Pfarrer Hufnagel, Frankenwinheim, Oberregierungsrat Haase, Bezirksschulrat Nees, Gerolzhofen, hatten ihre Glückwünsche schriftlich zum Ausdruck gebracht; auch von Oberlandesgerichtsrat Dr. Neumeyer für den Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden und dem Vorsitzenden des Israelitischen Lehrervereins für Bayern waren Glückwunschschreiben eingelaufen. Die festliche Veranstaltung durchzog ein einziger Gedanke: die Liebe zu dem Jubilar und die Verehrung für den hochgeschätzten Mitbürger. Der 11. April war ein Ehrentag nicht nur für den Jubilar, sondern auch für die Gemeinde Frankenwinheim. Auch an dieser Stelle seien dem lieben Kollegen die herzlichsten Glückwünsche ausgesprochen. Ad meoh w'esrim schonoh!

Von der Bezirkskonferenz Ansbach

Die auf 11. April anberaumte Konferenz war von 13 Mitgliedern und von Kollegen Strauß, Nördlingen, als Gast besucht. Ferner erschien der stellvertretende Vorsitzende des Bezirksausschusses, Herr Dietenhöfer, Ansbach, um die Beamten des Bezirks persönlich zur Einführungsfeier des neugewählten Bezirksrabbiners Dr. Munk einzuladen. Die Feier hat inzwischen unter Teilnahme der gesamten Beamtenschaft, in deren Namen Hauptlehrer Levite, Gunzenhausen, den Rabbiner begrüßte, stattgefunden. Das Amt des Schriftführers übernimmt Schmid, Ansbach. Der Konferenzleiter erstattete im Anschluß an das gedruckte Referat des Kollegen Hirnheimer, Höchberg, „Hebräischer Sprachunterricht im Sinne des Arbeitsprinzips", ein interessantes und klar durchgearbeitetes Referat über den hebräischen Übersetzungsunterricht. Zur Regelung von Standesangelegenheiten beschließt die Konferenz die Errichtung eines Schiedsgerichts, dessen Vorsitz der jeweilige Konferenzleiter einnimmt.

Neue Bezirksvereinigung

Im Rabbinatsbezirk Bayreuth hat sich eine Bezirksvereinigung gebildet, deren Leitung Bezirksrabbiner Dr. Salomon übernommen hat.

Aufruf

Schochtim im Hauptberuf wollen ihre Adresse zwecks Gründung eines Verbandes umgehend an mich gelangen lassen. H. Neustädter, Bad Kissingen.

Mitgliederbewegung

Dem Verein ist neu beigetreten Oberlehrer Rosenstiel in Mutterstadt.

Die in Nummer 2 vom 12. Februar d. J. gemachte Mitteilung über den Austritt des Kollegen Strauß, Leutershausen, beruhte auf Irrtum (hervorgerufen durch postalisches Versehen); Kollege Strauß ist Mitglied des Vereins.

Einzahlungen im März 1926

Durch: Dr. Bamberger, Nürnberg 120.—, Hammelburger, Haßfurt 15.—, Neumann, Feuchtwangen 5.—, Strauß, Weiden 25.—, Sonn, Buttenwiesen 20.—, Ellinger, Fürth 188.—, Gutmann, Öttingen 18.—, Heß, Miltenberg 11.—, Nußbaum, Dahn 12.—, Edelstein, Sugenheim 10.—, Strauß, Windsheim 5.—, Blum, Ichenhausen 25.—, Lion, Grünstadt 17.41, Eldod, Höchberg 10.—, Haymann, Rodalben 15.—, Dingfelder, München 127.—, Gutmann, Ottensoos 15.—, Rosenblatt, Memmingen 40.—, Hellmann Würzburg 126.—, Bamberger, Kitzingen 250.—, Gundersheimer, Brückenau 21.—, Fulder, Treuchtlingen 10.25, Levite, Gunzenhausen 10.—, Hofmann, Rothenburg 15.—, Brückheimer, Marktbreit 6.—, Hofmann, Rothenburg 15.—, Rosenblatt, Memmingen 35.—.

Von: Wolfrom, Ermershausen M. 10.—, Sulzbacher, Großbiberau 20.—, Strauß, Weiden 15.—, Sonn, Buttenwiesen 20.—, Lübeck, Fürth 15.—, Ellinger, Fürth 15.—, Eldod, Höchberg 15.—, Haymann, Rodalben 15.—, Klestadt, Bamberg 16.—, Rosenblatt, Memmingen 20.—, Hirschberg, Berolzheim 15.—, Mayer, Niederhochstadt 7.—, Stern, Frankfurt 14.—, Blatt, Obbach 24.—, Steinem, Landau 15.—, Zeilberger, Floß 55.—, Michel, Pirmasens 15.—.

Würzburg, 7. April 1926. M. Hellmann.

Sensationeller Sieg des Wiener „Hakoah" in Amerika

Die jüdische Mannschaft schlägt das New Yorker Team 4 : 0 (0 : 0). — Präsident Coolidge und der New Yorker Bürgermeister auf der Ehrentribüne. 25 000 Zuschauer. — Empfang der Hakoahner bei Präsident Coolidge.

Die „Wiener Morgenzeitung" meldet:

New York, 25. April. Mit allen Anzeichen einer großen Sensation ging hier heute das mit Spannung erwartete erste Spiel des Fußballmeisters von Österreich, der jüdischen Mannschaft Hakoah aus Wien, vonstatten. Die Veranstaltung, die auf dem populären Platze Pologrounds stattfand, gestaltete sich außer ihrer sportlichen Bedeutung zu einem gesellschaftlichen Ereignis allerersten Ranges. Außer dem Präsidenten Coolidge und dem Bürgermeister New Yorks, Mr. Walker, und vielen Vertretern des diplomatischen Korps waren die hervorragendsten Persönlichkeiten der New Yorker Gesellschaft, darunter Abordnungen sämtlicher jüdischer Korporationen vertreten.

In der Geschichte des amerikanischen Sportes steht der heutige Tag einzig da und bedeutet zweifellos einen verheißungsvollen Wendepunkt in der Entwicklung des hiesigen Fußballsportes.

Schon dadurch allein hat sich die Wiener jüdische Mannschaft durch ihr Auftreten das größte Verdienst erworben. 25 000 Zuschauer umsäumten das tadellose, die normalen Fußballmaße aufweisende Spielfeld. Dieser für hiesige Fußballverhältnisse erzielte Rekord wäre zweifellos noch höher ausgefallen, wenn nicht der regnerisch-trübe Tag viele vom Besuche abgehalten hätte.

Stürmisch begrüßt, betraten die Hakoahner in ihrer bekannten blau-weißen Dreß mit dem Magen Dawid das Spielfeld. Nach den Begrüßungsansprachen, die sich sehr herzlich gestalteten, begann das Spiel. Ein starkes Städteteam New Yorks stellte sich den Wienern. Die New Yorker, die eine außerordentlich starke Mannschaft stellten, begannen das Spiel im schnellsten Tempo, wodurch sich das Match die ganze Zeit hindurch sehr scharf gestaltete. Die Wiener begannen etwas verhalten und fanden sich gegen Ende der ersten Hälfte, die torlos endete, immer mehr und mehr. Nach der Pause legten sie mächtig los und erzielten in gleichmäßigen Intervallen durch Neufeld, Häusler, Grünwald und Wortmann ihre Treffer.

Das Publikum entzückte sich an den glänzenden Darbietungen der Hakoahner, die alle ihre technischen und taktischen Kunststücke zum besten gaben. Als das Spiel zu Ende war, wurde der jüdischen Mannschaft begeisterter Jubel zuteil. Das großartige Debut Hakoahs ist ein glänzender Auftakt für die weiteren Spiele.

Über den Empfang des „Hakoah" durch den Präsidenten Coolidge im Weißen Hause in Washington berichtete der Präsident des Hakoah Dr. Körner der „Wiener Morgenzeitung":

Ich will heute zuerst von meiner Audienz beim Präsidenten Coolidge berichten. Samstag nachts (den 10. d. M.) fuhren wir nach Washington. Wir fanden im Kongreß-Hall-Hotel bereits vorbereitete Zimmer und wurden beim Betreten des Hotels bereits von einer großen Zahl Journalisten, es dürften über 50 gewesen sein, erwartet. Die mir zuteil gewordene Ehrung wurde als Sensation gewertet, denn wie ich nachher erfuhr, hatte der Präsident selbst den Wunsch geäußert, mich zu sich zu laden. Wir übergaben den Journalisten ein bereits fertiges Expose, so daß sowohl ihnen als auch unserer Delegation die Interwiews erspart blieben. In den Autos der Gesandtschaft führte uns der österreichische Gesandte Prochnik ins Weiße Haus, wo wir wieder von einer großen Zahl von Photographen und Journalisten erwartet wurden. Der Sekretär des Präsidenten begrüßte uns und führte uns sofort zu Coolidge. Wiewohl ich selbst äußeren Momenten nicht zu unterliegen pflege, muß ich diesmal doch ehrlich gestehen, daß ich beim Betreten des Raumes, von dem einst die 14 Punkte Wilsons in die Welt geschickt wurden, etwas befangen war, aber das freundliche „How do you do" des Präsidenten und dessen Handschlag gaben mir meine sonstige Sicherheit wieder. Unser Gesandter verdolmetschte vor allem unseren Dank für die ehrende Einladung, die uns zuteil geworden war. Mein hiesiger Sekretär beantwortete die Fragen des Präsidenten, der sich sehr interessiert über die sportlichen Verhältnisse Österreichs und insbesondere über den Aufbau des Hakoah und dessen Bestrebungen erkundigte. Collidge erzählte uns dann selbst über seine eigene sportliche Betätigung und wie sehr er den Körpersport schätze. Er wünschte uns für unsere Wettspielreise recht viel Erfolg und zum Abschied beauftragte er mich, die Spieler von ihm zu grüßen.

Der Gesandte erklärte mir, daß er den Präsidenten noch niemals bei Audienzen so redselig gesehen habe. Dann fuhren wir auf die Gesandtschaft, wo wir uns mit dem Gesandten und den übrigen Herren sehr gut und lange unterhielten.

Wir kehrten noch am selben Tage nach New York zurück, wo wir bei unserer Ankunft von einer neuen, überaus großen Ehrung erfuhren. Der Bürgermeister von New York, Herr Walker, gibt am Samstag unserer Gesellschaft einen Empfang. Das bedeutet hier unendlich viel. So nüchtern der Amerikaner auch sonst ist, so sehr werden von der amerikanischen Öffentlichkeit derartige Ehrungen gewürdigt. Die heutigen Zeitungen bringen in riesigen Lettern Berichte von unserer Audienz.

Der 19. April brachte wieder eine sehr ehrende Einladung. Sie kam vom Senator Nathan Strauß, dem Vater unseres Empfangskomiteemitgliedes. Mr. Strauß ist der Mann, der so viel für Erez Israel getan hat. Er ist eine der einflußreichsten Persönlichkeiten New Yorks. Er und

Sorgt für die Stärkung der Zionistischen Organisation! Jeder einzelne beteilige sich in den nächsten Tagen an dem Schekel-Verkauf in seinem Bekanntenkreise!

seine Frau, beide hohe Siebziger, empfingen mich mit größter Liebenswürdigkeit. Senator Strauß sagte mir, daß er seit jeher den Werdegang der Hakoah verfolge und auf seine Erfolge stolz sei. Er kenne auch keine schönere Betätigung der Jugend als die Erziehung zu stolzen, aufrechten Menschen.

Auch von Louis Marshall habe ich eine Einladung erhalten. Mr. Marshall ließ mir mitteilen, daß er sich freue, den Präsidenten des Hakoah zu empfangen und kennen zu lernen.

Der Chef des Sanitätswesens der Stadt New York, Dr. Louis J. Harris, der gleichfalls dem großen Empfangskomitee angehört, hat eine offizielle Erklärung abgegeben in der es u. a. heißt:

Amerikas Juden, gemeinsam mit allen übrigen echten und wahren Sportfreunden werden alles tun, um die Hakoah-Mannschaft mit Begeisterung aufzunehmen und durch das ganze Land zu geleiten. Hakoah ist das Symbol einer physisch wiedergeborenen Nation.

Die Hundertjahrfeier der Münchener Synagoge

In der Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße fand heute vormittag zur Erinnerung an den hundertsten Jahrestag der ersten Synagoge der neuen Gemeinde in München ein Festkonzert statt, das unter der Leitung des Dirigenten des Synogogenchors, Kappellmeister Josef Ziegler, einen überaus weihevollen Verlauf nahm. Trotz des herrlichen Frühjahrswetters war das Gotteshaus dicht gefüllt. Nach einem Festpräludium in D-Dur für Orgel von Lewandowsky trug der jüdische Gesangverein einen Keduschah a-cappella-Chor des Komponisten Salomon Rossi vor, der um die Wende des 16. Jahrhunderts in Italien gelebt und gewirkt hat. Hierauf folgte eine Ansprache des Gemeinderabbiners Dr. Baerwald, der die Anfänge des jüdischen Sanges in der biblischen Zeit aufdeckte und auf die innige Verbundenheit der Musik mit dem religiösen Empfinden hinwies. Die Erinnerung an die Einweihung der ersten Münchener Synagoge sei, so führte der Redner aus, insbesondere deshalb heute noch so lebendig, weil sie den Markstein gebildet habe für eine neue Entwicklung und Blüte des Synagogengesanges. Es folgten dann Psalm 29 für Chor und Orgel von dem früheren Kantor der Münchener Gemeinde M. G. Löwenstamm, Haschkiwenu von Eduard Birnbaum, das von Kantor Abraham Müller ergreifend zum Vortrag kam, sowie das bekannte, musikalisch ungemein reizvolle Min hamezar für Chor und Soli von dem Komponisten der „Jüdin", Halevy. Der erste Kantor der Gemeinde, Professor Emanuel Kirschner, der selbst noch sechs Jahre in der alten Synagoge als Vorbeter gewirkt hat und dem der moderne Synagogengesang so viele packende und schöne Kompositionen verdankt, gab einen Überblick über die Synagogenmusik seit dem Mittelalter, ihre Verwilderung und die Aufgaben und Ziele, die sich der moderne Synagogengesang gesteckt hat. Es sei zuerst Aufgabe gewesen, die synagogale Musik von dem Beiwerk zu befreien, das infolge des Virtuosentums ihre ursprüngliche Musikalität zu ersticken drohte. Hierbei sei jedoch zu beachten, daß eine wirklich künstlerische Synagogenmusik organisch nur erwachsen könne aus der alten jüdischen Chasonus, wenn sie ihren Charakter als jüdische Musik bewahren wolle. Ebenso wie in der katholischen und protestantischen Kirchenmusik hätte sich der Gedanke des organischen, historischen Aufbaus immer stärker durchgerungen, so daß man neuerungssüchtige Experimente nicht mehr zu befürchten brauche. Nach dem von Kantor Julius Lachmann prachtvoll vorgetragenen Lo omus von Eduard Birnbaum schloß die Feier mit einer Kantate für Chor, Orgel und Sopransolo von M. G. Löwenstamm, die anläßlich der Feier des 50jährigen Jubiläums der Synagoge komponiert und erstmalig am 9. April 1876 zum Vortrag gebracht wurde. Die Sopransoli hatte Frau Sonja Ziegler mit ihrer klangvollen, beseelten Stimme übernommen.

Die Israelitische Kultusgemeinde München darf zusammen mit dem Jüdischen Gesangverein, seinem rührigen Vorstand, Dr. Bettsack, und seinem musikalischen Leiter Kapellmeister Ziegler mit Stolz auf die Veranstaltung blicken, die nicht nur Zeugnis ablegte von jüdischer Tonkunst und jüdischer Gefühlsinnigkeit, sondern auch von dem Willen, jüdisches Kulturgut für die Gegenwart zu beleben und in die weitesten Kreise zu tragen. Die Feier wird sicherlich nicht nur als historischer Rückblick, sondern auch als Ansporn für die Zukunft ihre Bedeutung haben.

Interessantes aus der C.-V.-Praxis

Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens brandmarkt in seinem redaktionellen Teil seit längerem die scharf antisemitische Haltung des Seebades Borkum, dessen Judenfeindlichkeit aus der Affäre des berüchtigten Borkumliedes noch in aller Erinnerung ist. Um so peinlicheres Aufsehen hat es daher erregt, daß die C.-V.-Zeitung im Inseratenteil eine Empfehlung dieses Seebades in Gestalt einer Annonce aufgenommen hat. Demjenigen, der etwa glauben möchte, daß die Redaktion der C.-V.-Zeitung sich grundsätzlich nicht in die Angelegenheiten ihres Inseratenteiles einmischt, mögen die beiden folgenden Briefkastennotizen aus der „Jüdischen Rundschau" vom 27. und 30. April d. J. die nötige Aufklärung geben:

Erholungsbedürftige. Daß der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" seinen Mitgliedern das berüchtigte antisemitische Seebad Borkum empfiehlt, kann unseres Erachtens aus der Tatsache, daß die C.-V.-Zeitung ein anpreisendes Inserat von Borkum veröffentlicht, nicht geschlossen werden. Immerhin, vielleicht ist dies die neueste Methode des Beweises gänzlich „unverdächtiger" unbeirrter deutscher Gesinnung. Fragen Sie doch dort an.

Centralvereinler. Ihre Ansicht, daß die Aufnahme des Borkum-Inserates in Ihrer Zeitung durch die scharfe Trennung von Redaktion und Anzeigenverwaltung zu erklären ist, kann nicht richtig sein. Die Redaktion der C.-V.-Zeitung übt eine scharfe Kontrolle über den Inseratenteil, wie sich gelegentlich der Ablehnung eines Inserates des neutralen Keren Hajessod gezeigt hat. Gegen den Antisemitismus hat man anscheinend weniger einzuwenden.

Aus der jüdischen Welt

Völkische Hetzrede im Bayerischen Landtag.

Herr Julius Streicher hat sich einige neue Hetzreden geleistet, eine davon im Bayerischen Landtage unter dem Schutze der Immunität, wo er gelegentlich der Beratung des Justizetats unter anderem ausführte: „Getaufte und jüdisch versippte Richter haben im Gerichtssaale nichts zu tun, genau so, wie wir sagen, Außenminister, die mit Jüdinnen das Ehebett teilen, haben nicht in Locarno und Genf unser Volk zu vertreten. Wir verlangen, daß die Söhne des Mittel- und Arbeiterstandes Gelegenheit bekommen, Richter zu werden. Auch die jüdischen Rechtsanwälte sind zu beseitigen. Der Jude darf also weder Gerichtsbeamter noch eidesfähig sein, da im letzteren Fall Meineid das übliche ist. Diese Behauptung wird mit reichen „Beispielen" belegt. Wir Nationalsozialisten fordern: Rettet deutsches Recht und deutsche Richter! Nehmt aus dem deutschen Volk die Fremdkörper heraus! Denn die Judenfrage ist auch der Schlüssel zur deutschen Justiz." In einer öffentlichen Versammlung in München meinte er unter anderem: „In den Gerichtssälen am Richterstuhl und Rechtsanwaltsplatz, besonders in Nürnberg, sehe man immer mehr Juden, so daß man sich fast in einer Synagoge wähne. Die deutschen Richter aber fürchten sich vor diesen orientalischen Fremdlingen, weil diese ihre Stütze eben in dieser ‚Republik' haben. Nie kann ein Ausländer — auch bei bestem formalen Können! — dem Rechtsempfinden des deutschen Volkes entsprechend als Richter urteilen. Eine große Gefahr liegt in der Unkenntnis der Tatsache, daß mit dem Wechsel der ‚Konfession', der Taufe, der Jude aufhöre, Jude zu sein, was sich an jüdischen Zeugnissen grundsätzlich nachweisen lasse. Einst im Mittelalter, als das Rassenempfinden unseres Volkes weit besser war als heute, war der Jude als Fremder mit einem gelben Fleck ständig gekennzeichnet und unter die entsprechenden Strafgesetze gestellt, als z. B. ein Nürnberger Jude eine deutsche Frau zu belästigen wagte, wurde er sofort gehängt. Heute werden immer unglaublichere Verbrechen, deren Erklärung nur in dem Charakter des Juden zu suchen ist, wie Rassenschändungen deutscher Frauen, von Juden verübt, ohne mit dem Tode dieser Bestien bestraft zu werden."

Der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", Ortsgruppe München, veröffentlich dazu folgende Erklärung:

„Die in diesen Tagen im Bayerischen Landtage gegen die jüdische Bevölkerung erhobenen beleidigenden Anwürfe haben den Vorsitzenden der Ortsgruppe München des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" veranlaßt, hierwegen beim Präsidenten des Landtages vorstellig zu werden, um seiner Empörung über die unter dem Schutze der Immunität gefallenen Beleidigungen gegen den jüdischen Bevölkerungsteil Ausdruck zu geben."

Präsident Coolidge unterschreibt die Koscher-Bill.

Washington, 28. April (J. T. A.) Präsident Coolidge hat das vom Distrikt Columbia auf Antrag des jüdischen Kongreßmitgliedes Dickstein angenommene Gesetz über den Handel mit rituellen jüdischen Speisen unterschrieben, wodurch das Gesetz Gültigkeit erlangt hat. Laut dem Gesetz ist es im Distrikt Columbia verboten, Fleisch nicht rituell geschlachteten Viehs als Koscherfleisch anzubieten, ebenso ist es verboten, in ein und derselben Fleischhalle Koscherfleisch und Nichtkoscherfleisch zu verkaufen, es sei denn, daß auf dem Geschäftsschild ausdrücklich bekanntgegeben wird, daß neben Koscherfleisch auch Nichtkoscherfleisch verkauft wird. Jeder, der diese Vorschriften übertritt, wird mit 1000 Dollar Geldstrafe, in krassen Fällen sogar mit Gefängnis belegt.

Es ist dies das erstemal, daß ein amerikanischer Präsident ein Gesetz zum Schutze des jüdisch-religiösen Lebens unterschreibt. Das in New York geltende Koschergesetz unterlag nicht der Sanktion des Präsidenten; hingegen das Koschergesetz im Distrikt Columbia, der unmittelbar der Kongreßhoheit untersteht. Die Sanktion dieses Gesetzes durch den Präsidenten der Vereinigten

Staaten bedeutet eine moralische Stütze für die jüdisch-religiöse Schächtmethode.

Die Überführung der sterblichen Überreste Max Nordaus.

Paris, 28. April (J. T. A.) Eine ungeheure Menschenmenge füllte die Halle des Gare de Lyon zu Paris, wo der Sarg mit den sterblichen Überresten des verstorbenen zionistischen Führers Max Nordau aufgebahrt war. Herr Joseph Cowen als der Vertreter der zionistischen Weltexekutive breitete über den Sarg eine blau-weiße Seidendecke, die die hebräische Inschrift trug: „Dem Gedenken des großen Führers. — Und sie brachten ihn zu seinen Vätern nach Erez Israel." Die Feier begann genau zur Mittagsstunde. Ihr wohnte die Witwe Max Nordaus bei. Ansprachen in französisch hielten Rabbi Sturze, Prof. Victor Basch, David Jacobsohn, Vorsitzender der Vereinigung der Freunde Nordaus und Marmoreks, André Spire, Joseph Cowen, A. Verlanci und R. Lambert. Herr Hillel Zlapotolsky sprach hebräisch, Wladimir Temkin jiddisch. Mit dem Vortrag des „El Male Rachamim" schloß die Feier. — Der Sarg wurde nach Marseille gebracht, von wo er mittelst Dampfers nach Tel-Awiw zur Beisetzung in einem von der Gemeinde gespendeten Ehrengrab überführt werden wird.

Der Dampfer „Lamartine", der den Sarg nach Tel-Awiw in Palästina zu überführen hat, hat bereits den Hafen von Marseille verlassen. An Bord befinden sich die Witwe Max Nordaus und dessen Tochter, die talentvolle Bildhauerin Maxa Nordau. Die Überführung des Sarges vom Bahnhof St. Charles zum Dampfer „Lamartine" gestaltete sich sehr feierlich. Sämtliche jüdische Korporationen sowie das Rabbinat von Marseille hatten Vertreter entsandt.

Feuilleton

Der reiche Arme

Von Abraham Reisen.

Der Dichter beging in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag. Wir veröffentlichen aus diesem Anlasse eine der neueren Arbeiten des bedeutenden Lyrikers und Erzählers.

Das einzige Begehren, das Josche Beer in den letzten Jahren tief im Herzen trug, war, ein armer Mann zu werden wie alle armen Juden, die es im Städtchen gibt. Herr der Welt, klagte er zu sich, wie lange wird es noch angehen, sich selbst und alle Welt zum Narren zu halten.. Diese Lüge kann einen doch platzen machen! Und was hilft mir dieses Zum-Narren-halten, sagte er weiter zu sich selber, weiß man es denn nicht, daß Josche Beer ein gefallener Mensch ist, gebrochen, kaum daß er noch leben kann?

Und Josche Beer hat schon nicht nur einmal den Entschluß gefaßt, den noblen Ruf einstiger guter Zeiten von sich zu werfen. Er wird nach der Art verarmter Bürger seine Lebensführung einrichten; erst dann wird ihm das Leben leicht werden.

Und wozu taugt das Versteckenspielen, wenn Armut nicht jenes Ding ist, das sich verbergen läßt? Ihm scheint es, daß sie aus dem Hut hervorguckt, den er an Wochentagen und auch an Samstagen tragen muß, aus dem schwarzen, immer feiertagsmäßigen Überwurf; und selbst wenn er im Winter den Pelz anlegt mit dem ungemein wirkungsvollen Pelzkragen, glaubt er, daß man dieses untrügliche Zeichen vergangener besserer Zeiten als für ihn nicht passend ansehe, als ein Kleidungsstück, das er irgendwo geborgt und das er heute oder morgen wird zurückgeben müssen.

Seine Armut muß er wie einen Diebstahl verbergen, er muß oft lächeln, aber dieses Lächeln ist nicht wie einst, es fehlt ihm der Reiz jener guten Zeiten, es ist ein Lächeln, nach welchem das Gesicht sich sofort bewölkt und die Augen einen Glanz der Verzweiflung bekommen. Und seufzt er, wie es der Brauch eines vornehmen Juden ist, so ist dieses Seufzen auch nicht mehr das von einst. Es fehlt ihm die Geruhsamkeit, Bedächtigkeit, die richtige Gedehntheit. Es ist ein Seufzen, nach welchem man die Hände zum Ausruf ballen möchte: „Oh, welch ein Weh ist mir geschehen!"

Und er muß immer vorsichtig sein, sich hüten; er fühlt sich wie einer, dem man die Hände gebunden hat, die er nicht ausbreiten darf, um zu rufen:

„Juden, ich bin gesunken, gebrochen! Ich bin der ärmste der armen Teufel, und laßt mich endlich zu Ruh'!"

Das würde einen ganzen Berg von seinen Schultern nehmen, er wäre wie neu geboren.

Kann er kein echter Reicher sein, dann wenigstens ein echter Armer!

Aber ein armer Mann zu werden, das ist für Josche Beer keine leichte Sache. Er weiß nicht, wie man das anstellt. Da, man weiß es, daß er arm ist, aber man vergißt es wieder... Es ist wahr, neue Kleider hat er sich schon sehr lange nicht mehr machen lassen, aber die Kleidungsstücke aus den guten Zeiten sind so zahlreich und so fest (einstige Ware!) und so sauber, daß, welches von ihnen du auch anlegst, du wie ein Vermögender aussiehst, ein nobler Mensch, ein Mensch, der für Wohltätigkeit spendet. Und legt er auch einmal mit dem Mut der Herausforderung das älteste und schäbigste an, hilft es auch nichts, der Bart ist zu vornehm, die Augen sind die eines reichen Mannes, und selbst die schäbigste Falte ist nicht so einfach schäbig, man kann es mit Händen greifen, daß schäbige Falten eines armen Juden im Städtchen anders ausschauen. Die Falten stehen ihm zu Gesicht...! Und selbst das Haar, das grau geworden ist vor Sorge, sieht anders aus als grau gewordenes Haar — echtes Silber, nimm und versetz' es.

Und seine Frau Esther Bejle. Ihre Perlen sind schon lange versetzt. Sie trägt auf dem Hals ein schwarzes billiges Bändchen, das ihr aber so gut steht wie Perlen. Tut sie ein billiges Tuch auf den Kopf, glauben alle, es ist aus Seide, nimmt sie Stoff für ein Kleid um einige Gulden und näht sich es selber in aller Ruhe, dann sagt man ihr Samstag in der Schul: „Tragen sie es gesund", und schätzt es in die schweren Rubel. Und, es ist ja wahr, was immer sie anhat, sie sieht wie eine Fürstin aus, die Figur ist schlank, voll, die Augen, zwei Diamanten, leuchten stolz, voll Ruhe

und vornehm. Und selbst die Speisen im Haus. Man ißt das, was alle armen Juden essen. Aber anstatt einen einzelnen Hering im Laden zu kaufen, ihn mit Zwiebeln zu zerhacken, wie die armen Leute es tun, kauft Esther Bejle ein Pfund Heringe auf einmal und mariniert sie ein. Es kostet nicht teurer, aber die Heringe sind schön mariniert, gucken appetitlich aus dem Glas, und keine der ärmsten Frauen wird es sich vergönnen, so ein Gericht zuzubereiten wie die marinierten Heringe Esther Bejles.

„Ja," murmelt die Nachbarin aus Neid, „wir können uns das nicht gestatten."

Und das Speisen selbst geht wie bei einem Reichen vor sich: Gabel, Messer und eine Flasche Wasser... Brot in geflochtenen Brottellern. Der große Tisch im Speisezimmer ist weiß gedeckt. Die zwei Kinder, die noch nicht „ausgegeben" sind, ein Junge und ein Mädchen, sitzen artig und sprechen miteinander freundlich. Esther Bejle hat schon seit langem kein jüdisches Dienstmädchen mehr, dafür aber ein kleines christliches, das jüdisch aussieht, gut jüdisch spricht und selbst die Vorschriften kennt, die die Küche angehen. Josche Beer will seine Armut kundtun, mit dem kleinen Dienstmädchen beginnend.

„Wozu hältst du das Dienstmädchen? Es ist schwer..."

Esther Bejle lächelt und antwortet gutmütig:

„Was kostet sie denn? Was schon daran ist; sie hilft im Haus und ich kann bei anderen Dingen sparen. Du wirst nicht reich werden, wenn du sie fortschickst."

„Ich will nicht reich werden, ich will arm werden, verstehst du", gibt Josche Beer auch lächelnd zur Antwort.

„Das bist du doch schon", lacht Esther Bejle gutmütig.

„Nein, das bin ich nicht. Ich will, daß die Welt es weiß, genug des Versteckens. Das drückt mich, verstehst du? Und es kostet außerdem zu viel. Wäre ich ein bekannter Armer, könnte ich mir viele Dinge ersparen."

„Was denn zum Beispiel?" fragt Esther Bejle.

„Na, ich meine... ein Almosen... Gebetehrungen, Brautausstattungsspenden... Man kommt immer noch zu mir wie einst."

„Dann gib nichts", sagte Esther Bejle unzufrieden.

„Das kann ich nicht. Da muß man anders zu leben anfangen."

Unterdessen bringt das Dienstmädchen in einem schön gravierten Porzellanteller eine Obstspeise.

„Wieder Obstspeise", wird Josche Beer böse.

„Wenn es aber lächerlich wenig kostet... nichts ...aus einem Apfel mit ein wenig Zucker. Wer heißt dir das Obstspeise zu nennen?"

„Wie soll man es denn sonst nennen?"

„Nenn' es gekochte Äpfel!" lacht Esther Bejle.

Aber Josche Beer ist böse und murmelt:

„Wozu braucht man Obstspeisen?"

Aus dem Jüdischen von P. H.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinden-u. Vereins-Echo

München. Der Gesamtausschuß der Ostjuden Münchens hält am Mittwoch, dem 12. Mai, abends 8 Uhr, in der Reichenbachstraße 27 seine Generalversammlung ab. In Anbetracht der Bedeutung, die der Ausgestaltung dieser Organisation zukommt, ist es Pflicht jedes Ostjuden, pünktlich zu erscheinen. Siehe Inserat in dieser Nummer.

Hebräische Sprachschule, München. Zum neuen Anfängerkurs werden noch Anmeldungen entgegengenommen. Der Kurs hat am 5. Mai begonnen. Er findet Montag und Mittwoch früh von halb 7 bis halb 8 Uhr statt. Die Anmeldung erfolgt am zweckmäßigsten vor der Kursstunde. Unterrichtslokal, Ottostraße 2.

Hebräische Sprachschule Chowewe-Iwrith, Nürnberg. Unsere nächste Konversationsstunde findet am Samstag, den 8. Mai, abends halb 9 Uhr, im Sekretariat der Israelitischen Kultusgemeinde, Neue Gasse 12, statt. Herr Sigmund Hamburger wird über: „Naturwissenschaften und Weltanschauung" sprechen, Herr Percikowicz hat das Korreferat übernommen. Wir würden uns freuen, recht viele Interessenten und Anhänger unserer Sache begrüßen zu können.

Jung-Jüdischer Wanderbund, München. Sonntag, den 9. Mai, Treffpunkt für Mädels und Jungens 8 Uhr Ostfriedhof.

Der Heimabend der großen Mädels fällt diesen Samstag wegen Vortrag Waldmann aus.

Jüdischer Kulturverein J. L. Perez, München. Im Jüdischen Kulturverein J. L. Perez verabschiedeten sich am Samstag, dem 24. April a. c. zwei der Hauptstützen des Vereins, Herr Bruno Klu-

ger und Herr S. Eisen, von ihren Freunden durch einen Rezitationsabend.

Herr Kluger hatte sich Lyrisches und eine sentimentale Liebesgeschichte von Schalom Asch gewählt, und das mit Vorteil. Er ist ist ein recht kultivierter Sprecher geworden, dem besonders die Darstellung der seelischen Nöte des ostjüdischen Arbeiters in der neuen Welt, so in dem Gedicht „Mein Jüngerle“ von Morris Rosenfeld, sehr gut gelingt, der ebensogut und überzeugend aber auch den Stolz des armen, gedrückten Ostjuden auf sein Judentum und die Freiheitssehnsucht des jüdischen Volkes zum Ausdruck bringt. Er wird sich nur noch bemühen müssen, seine Neigung, Pathos durch Stimmaufwand zu erzeugen, etwas zurückzudrängen. Dann wird er auch in seinem künftigen Wirkungskreis ein gern gesehener Sprecher für ostjüdische Literatur sein.

Sein Freund, Herr S. Eisen, wählte sich ausschließlich jüdische Gedichte und Skizzen von Scholem Asch und Scholem Alejchem. Wie ich schon in früheren Rezensionen ausführte, liegt ihm ganz besonders der ostjüdische Humor des letzteren Schriftstellers. Mit dessen Skizzen erregt er jedesmal vergnüglichen Beifall seiner Zuhörerschaft. Mit einer absolut sicheren Beherrschung des Jiddischen verbindet er in fast unnachahmlicher Weise den „Nigun“ des ostjüdischen Dialogs, der dem Zuhörer die ganze in der Skizze dargestellte Situation außerordentlich plastisch und lebendig vor Augen führt. Auch er wird sicherlich an seinem künftigen Wohnort ein gesuchtes Mitglied des dortigen ostjüd. Zirkels werden.

Der jüdische Kulturverein, dessen Mitglieder recht zahlreich erschienen waren, brachte durch reichen Beifall seinen Dank nicht nur für den genußreichen Abend, sondern auch für das ganze Wirken der beiden Herren im Verein zum Ausdruck.

Dr. Fr. Silber.

Zionistischer Gruppenverband für Bayern. In Coburg sprach am 24. April Herr Dr. Ludwig Mayer (Nürnberg) über: „Die jüdische Wirklichkeit.“ Er schilderte den inneren und äußeren Zustand des heutigen Judentums und entwickelte daraus die Forderung des Zionismus. In der Diskussion stimmte Herr Prediger Hirsch der Forderung des Palästina-Aufbaus für Juden aller Parteirichtungen zu und sprach den Wunsch nach weiterer Aufklärung über die zionistische Idee in der Coburger Judenheit aus. Der Vortrag war der erste in Coburg seit einer Reihe von Jahren; es wird beabsichtigt, so bald als möglich einen neuen zu veranstalten.

Karlstadt bei Würzburg. Am 30. April verstarb hier im 68. Lebensjahre Herr Wolf Fränkel, eine in weiten Kreisen Frankens angesehene Persönlichkeit. Der Dahingegangene bekleidete viele Jahre die Stelle eines Vorstandes der Karlstadter Israelitischen Kultusgemeinde und war auch Vorsitzender der Israelitischen Bezirks- und Friedhofsverwaltung in Lautenbach, wo auf seine Veranlassung hin mustergültige Einrichtungen im Friedhofswesen geschaffen wurden. Auch dem Verband Israelitischer Gemeinden Bayerns bzw. dessen Bezirksausschuß in Unterfranken gehörte er als Delegierter an und wußte auch hier verdienstvoll tätig zu sein.

Die Beerdigung vollzog sich unter großer Beteiligung von Nah nud Fern und Herr Lehrer Oppenheimer von Lautenbach widmete dem Verklärten einen warmen Nachruf, wobei er besonders dessen vorbildliche Tätigkeit im Bereiche der Wohltätigkeit hervorhob.

J. F.

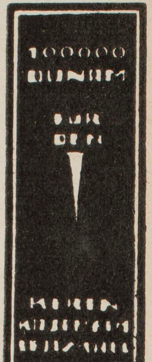
KEREN KAJEMETH LEJISRAEL

Jüdischer Nationalfonds)



Postscheckkonto
München
10442
Nürnberg
24565

Fernsprecher
München
56199
Nürnberg
9226



Zentrale für Deutschland Berlin W 15

Meinekestraße Nr. 10

Münchener Spendenausweis Nr. 23
vom 13. bis 27. April.

Büchsen: Geleert durch Gerta Mendle: O. Böhm M. 3.—, N. N. 1.—, Geschwister Feuchtwanger 4.06, N. Krieger 1.—, Katzenstein 3.—, Stiefelzieher 1.05, H. Laufer 6.15, Dr. M. Kupfer 4.67, Ziegler 1.—, Wiener 1.—, Koronczyk 0.70, Feuchtwanger 2.—, Jakob Fränkel 5.—, S. Loew 2.—, J. Levite 0.50, N. Engländer 0.50 = M. 36.63.

Geleert durch Jaki Goldfarb: J. Engelhard M. 1.20, L. Glaßmann 2.—, A. Helfeld 1.—, Rituelle Speiseanstalt 0.50, L. Spielmann 1.10 = M. 5.80.

Geleert durch Liesl Delling: D. Horn M. 2.05, E. Männlein 2.19, Weil 7.10, Strauß 0.74, M. Friediger 14.01 = M. 26.09.

Einzelne Büchsen: Orlof M. 1.50, A. Wohlfeiler 1.50, C. Hohenberger 8.—, Geschwister Goldstern 30.—, S. Fleischer 2.54 = M. 43.54.

Zusammen M. 112.06.

Gesamtsumme seit 1. Oktober 1925 M. 3614.77.

Spendenausweis Nr. 24
vom 27. April bis 4. Mai.

Allgemeine Spenden: N. N. M. 10.—.
Büchsen: Geleert durch Manja Saß: Perzinn M. 1.—, H. Neumann 10.—, P. Grünbaum 0.40, B. Chary 1.80, Gröbel 1.20, L. Drechsler 1.—, Ch. Both 6.60, Dr. Ph. Schnapp 1.—, M. Saß 1.— = M. 24.—.

N.-F., Telegramme M. 5.50.

Zusammen M. 39.50.

Gesamtsumme seit 1. Oktober 1925 M. 3654.27.

Gesamtausschuß der Ostjuden, München. Familie Gidalewitsch wünscht herzlich Maseltow Herrn Rabbiner Dr. Ehrentreu zur Vermählung seines Sohnes. M. 2.—.

Spendenausweis des Nürnberger Büros
vom 30. April 1926.

Spendenbuch: Herr und Frau Wilpred anläßlich der Geburt ihrer Tochter M. 5.—.

Wertzeichen: Herr Max Gorski für ein NF.-Telegramm M. 0.50.

Allgemeine Spenden: Herr Max Neumann Barcelona anl. seiner Verlobung M. 10.—, Frau Claire Katzenberger für den NF. gesammelt M. 235.—.

Büchsen: Durch Isia Hillmann: (Hillmann M. 5.25, Vorhaus 5.—, Sämann 4.46, Behar 2.70, Heller 2.10, Heßdörfer 1.34, Joskowicz 1.—, Kirschbaum 0.50) = M. 22.35.

Durch Paul Silber: (Wassermann 2.25, Gutmann, Schulmann, Reiter, Künstler, Gutmann je 2.—, Nachmann 1.—, Lipper, Dr. David je 0.60) = M. 14.45.

Durch Minna Weber: (Schachne, Kahn, Dr. Singer, Bauer, Bergmann je 5.—, Burger 3.22, Falk, Engel je 3.—, Rosenfelder 2.—, Bacharach 1.90, Ottensooßer 1.70, Erle 1.10, Dr. Sommer, Goldschmidt, Baum je 1.—) = M. 43.92.

Durch Hans Schönberger: (Ausweis folgt.) M. 10.39.

Durch Hermann Zuckermann: (Ausweis folgt.) M. 8.91. Zusammen M. 350.52.

Gesammelt seit 1. Oktober 1925 M. 4875.48.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Max Mayer, München: für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog-Max-Straße 4, München.